

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Mark Roderick**

**Post Mortem 4**

Spur der Angst

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

# Prolog

*Vor neunzehn Jahren*

»Wem hast du davon erzählt?«

Robert Burgmüller wusste sofort, worauf Bernhardt Goller abzielte – und er wusste auch, dass er sich mit einer ehrlichen Antwort in Teufels Küche bringen würde. »Was meinst du damit?«

Goller verzog keine Miene. Wenn überhaupt, spiegelte sich in seinem Gesicht so etwas wie Mitleid wider. »Ich bin nicht zum Spaß aufgelegt, Robert. Die Angelegenheit ist ernst. Ernster, als du es dir vorstellen kannst. Besser, du sagst uns die Wahrheit. Das wäre für alle am einfachsten. Auch für dich.«

Eindeutig eine Drohung, die nicht zuletzt deshalb wirkte, weil Burgmüller sich auf seinem Stuhl ziemlich isoliert vorkam. Auch die karge Zimmereinrichtung förderte sein Unwohlsein: weißgekalkte, nackte Wände, gefliester Boden, alte Fenster, hohe Decken. In einer Ecke standen ein paar mit Leintüchern abgedeckte Möbel, nach den Konturen zu urteilen zwei Sessel und eine Kommode. Abgesehen davon gab es nur noch Burgmüllers Stuhl und den Tisch daneben. Keine Bilder, keine Dekoration, nichts, was diesen Raum wohnlich machte.

Burgmüller seufzte innerlich auf. Er war der Einzige, der saß. Die drei anderen standen – Goller vor ihm, seine zwei Begleiter hinter ihm. Diese beiden machten Burgmüller be-

sonders nervös, nicht nur, weil sie groß und kräftig waren und er nicht wusste, was sie hinter seinem Rücken taten, sondern vor allem, weil ihre Augen eine Kälte verströmten, die einem durch und durch ging. Das war das Erste, was ihm aufgefallen war, als Goller ihn hereingeführt hatte.

»Ich habe keine Ahnung, worauf du hinaus willst«, log Burgmüller, diesmal selbstbewusster. Ängstliches Verhalten wirkte oft verdächtig. Das wollte er unter allen Umständen vermeiden.

Bernhardt Goller fuhr sich mit zwei Fingern über das glattrasierte Kinn, wie ein Schachspieler, der sich seine nächsten Züge überlegt. Er war groß und sportlich, seine blonde Mähne harmonierte perfekt mit dem braungebrannten Teint, den er zweimal wöchentlich im Sonnenstudio auffrischte, wenn seine Firma ihm keine Zeit fürs Windsurfen oder Reiten ließ.

»Das Problem ist, dass ich dir nicht glaube«, sagte er. Das Bedauern in seiner Stimme klang vorgetäuscht. »Ich denke, du weißt ganz genau, was ich meine.«

Burgmüllers Zunge begann, am Gaumen zu kleben.

*Auch das noch! Ein trockener Mund kommt einem Geständnis gleich!*

Er versuchte, den Schluckreiz zu unterdrücken, weil er nicht wollte, dass man ihm das schlechte Gewissen ansehen konnte. Aber es gelang ihm nicht. Um abzulenken, legte er den Arm auf den Tisch neben sich, wobei er hoffte, dass die Geste halbwegs locker rüberkam.

*Jetzt bloß nicht die Fassung verlieren.*

Sein Blick wanderte durchs Fenster, was ihm etwas Zeit zum Nachdenken verschaffte. Draußen war der Himmel grau und wolkenverhangen. An den Bäumen auf der Wiese hing kaum noch Laub. Die Anlage war riesig, beinahe wie

ein Park. Unter anderen Umständen und mit einer heißen Tasse Tee in der Hand wäre es das Bild eines perfekten Oktobertags gewesen.

Burgmüller beschloss, sich nicht länger in die Ecke treiben zu lassen. »Ich weiß nicht, was du mir anhängen willst, Bernhardt«, sagte er. »Aber ich lasse mich von dir nicht länger grundlos beschuldigen. Wenn du mir etwas vorzuwerfen hast, dann raus damit. Wenn nicht, schlage ich vor, dass wir wieder zu den anderen gehen.«

Goller sah ihn ein paar Sekunden lang aus seinen eisblauen, unberechenbaren Augen an. Schließlich presste er die Lippen zusammen und nickte.

Eine Sekunde lang dachte Burgmüller tatsächlich, dass es ihm gelungen sei, Goller zu überzeugen. Doch dann spürte er die schraubstockartigen Hände der beiden anderen auf seinen Schultern, die ihn gegen seinen Willen weiter auf den Sitz pressten. Er wollte protestieren, sich losreißen, sich wehren, aber dazu kam es nicht mehr. Eine Schlinge legte sich von hinten um seinen Hals, schon bekam er keine Luft mehr. Bei dem Versuch zu schreien, brachte er kaum mehr als ein Krächzen über die Lippen. Seine Finger wollten sich unter die Schlinge krallen, um sie zu lockern – vergeblich. Burgmüller spürte, wie ihm bereits die Kräfte schwanden.

Goller, der reglos vor ihm stand, als würde ihn die ganze Sache nichts angehen, beugte sich jetzt zu ihm. Er griff nach Burgmüllers Unterarm und zwängte ihn gewaltsam zurück auf den Tisch.

»Mach schon!«, zischte Goller.

Diesmal wusste Robert Burgmüller nicht sofort, was er meinte. Viel zu langsam begriff er, dass die Aufforderung gar nicht ihm galt, sondern einem der Männer hinter ihm. Eine zweite Faust ballte sich um Burgmüllers Unterarm. In

seinem Augenwinkel blitzte ein Hammer auf, der auf seine Hand niederfuhr.

Dann explodierte der Schmerz in ihm. Ausgehend von seiner zertrümmerten Hand schoss er ihm durch sämtliche Glieder, bis hinein in die Fußspitzen. Seine Ohren klingelten, vor seinem Gesicht tanzten gleißende Lichtpunkte. Instinktiv wollte er das verletzte Körperteil schützen – es an sich heranziehen, oder es mit der anderen Hand vor dem nächsten Schlag abschirmen –, doch Goller und seine beiden Helfer ließen ihm dafür keinen Spielraum. Einen Moment lang glaubte Burgmüller, das Bewusstsein zu verlieren, entweder wegen des Schmerzes oder wegen des Luftmangels. Viel fehlte dazu jedenfalls nicht.

Sie wollten ihn fertigmachen und hatten jede Möglichkeit dazu.

Als er sich schon beinahe innerlich aufgegeben hatte, lockerte sich wie durch ein Wunder die Schlinge um seinen Hals. Keuchend schnappte er nach Luft, so gierig, dass er sich verschluckte und husten musste. Seine Lungen brannten, in seinen Ohren rauschte das Blut. Nie zuvor war er sich der Vergänglichkeit seines Lebens klarer bewusst gewesen. Nie zuvor hatte er solche Angst verspürt.

Sein Blick fiel auf seine ramponierte Hand. Die Haut war an den Knöcheln aufgeplatzt, aus der offenen Wunde quoll Blut. Noch schlimmer als das Blut war allerdings die Tatsache, dass er zwei seiner Finger nicht mehr bewegen konnte – die Gelenke waren durch den Schlag gebrochen. Er brachte mit ihnen nur noch ein unkontrolliertes Zittern zustande.

Tränen stiegen ihm in die Augen. Er hasste sich dafür, denn auch das war eine Art Schuldeingeständnis. Zumindest würden sie es so interpretieren, und allein darauf kam es an.

»Falls du uns jetzt etwas sagen willst, dann raus mit der Sprache«, raunte Goller. »Wir können aber auch noch eine Weile so weitermachen. Ich schätze, acht Finger sind noch in Ordnung. Wie viele willst du noch opfern, bevor du endlich auspackst?«

Robert Burgmüller versuchte fieberhaft, seine Gedanken zu ordnen, was wegen der Schmerzen, vor allem aber aufgrund seiner Angst, gar nicht so einfach war. Er hatte geglaubt, dass Goller wenn auch nicht sein Freund, so doch wenigstens ein vertrauenswürdiger Geschäftspartner war. Dass er und die anderen ihm vielleicht ein paar unangenehme Fragen stellen oder ihm sogar drohen würden. Aber mit diesem Maß an körperlicher Gewalt hatte Burgmüller nicht gerechnet.

Er hatte sich einen Schritt zu weit in die Höhle der Löwen vorgewagt. Jetzt gab es kein Zurück mehr.

Die Tränen wollten nicht enden. Sie flossen einfach so aus ihm heraus. »Am Anfang fand ich die Vorstellung, bei euch mitzumachen, verführerisch.« Es war nur ein dünnes Wispern. Zu mehr war er im Moment nicht in der Lage. »Aber ich habe erkannt, dass das nichts für mich ist. Ich bin nicht wie ihr. Ich kann das nicht länger. Deshalb habe ich beschlossen auszusteigen, Bernhardt.«

Goller fixierte ihn mit einem undefinierbaren Blick. »Das hättest du dir früher überlegen müssen«, sagte er. »Du hängst schon viel zu tief mit uns drin. Tut mir leid, aber zum Aussteigen ist es zu spät.«

Burgmüller nickte schwach. Hätte er damals gewusst, worauf er sich einlassen würde, wäre er nie hierhergekommen. Ohne es zu ahnen, hatte er einen Pakt mit dem Teufel geschlossen. Jetzt musste er dafür büßen.

»Warst du bei der Polizei?«

Burgmüller zuckte zusammen. »Nein! Ich habe mit niemandem darüber geredet. Das musst du mir glauben!«

»Was ist mit Viktoria?«

Es fühlte sich an, als würde jemand seine Eingeweide zusammenpressen. Woher wusste Goller davon, dass er mit seiner Frau gesprochen hatte?

»Vinzent hat mir gesagt, dass Viktoria bei ihm angerufen hat, weil sie sich Sorgen um dich macht. Hast du mit ihr darüber geredet, Robert?«

Burgmüller schüttelte den Kopf – nicht, weil er leugnen wollte, sondern aus Hilflosigkeit. Was sollte er sagen? Goller wusste ja ohnehin schon alles.

»Viktoria kennt keine Details«, wisperte er. »Ihr fiel nur auf, dass ich mich in letzter Zeit verändert habe. Sie wollte wissen warum, und ich brauchte jemanden, der mir zuhört. Aber sie wird ganz bestimmt mit niemand anderem darüber reden.«

»Mit Vinzent hat sie es getan.«

Wieder nickte Goller. Prompt kam der nächste Schlag mit dem Hammer, diesmal von schräg hinten, mitten ins Gesicht. Im ersten Moment wusste Robert Burgmüller gar nicht, was geschehen war. Er hörte nur ein unheimliches, knackendes Geräusch, während gleichzeitig sein Sichtfeld erschüttert wurde und ihm für ein paar Sekunden die Sinne zu schwinden drohten. Als seine Gedanken wieder aufklärten, spürte er einen dumpfen, nicht genau lokalisierbaren Schmerz. Etwas stimmte nicht mit seinem Mund. Seine Zunge ertastete ein paar ausgeschlagene Zähne.

Robert Burgmüller wusste jetzt endgültig, dass er heute sterben würde. Er hoffte nur noch, dass sie es nicht unnötig in die Länge ziehen würden.

»Mach mit mir, was du willst«, raunte er, erstaunt dar-

über, wie unverständlich das klang. Der Schlag mit dem Hammer musste stärker gewesen sein als vermutet. »Versprich mir nur, dass Viktoria nichts geschieht.«

»Tut mir leid, aber das kann ich nicht.«

Das Letzte, was Robert Burgmüller sah, war der Blick, den Goller den beiden Männern hinter ihm zuwarf – ein stummes Todesurteil.

Dann zog sich die Schlinge um seinen Hals wieder zu.  
Diesmal endgültig.



# 1

*Heute*

*Hamburg-Wilhelmsburg, südlich der Hafen-City*

Es war eine ziemlich verwahrloste Gegend, das konnte selbst die Nacht nicht kaschieren – eine Mischung aus schäbigen, mehrstöckigen Wohnhäusern und leerstehenden Industriebauwerken. Ohne Notwendigkeit wäre Lina Sattler niemals hierhergekommen, schon gar nicht zu dieser Uhrzeit. Aber Samir Habib – der Mann, mit dem sie sich treffen wollte –, arbeitete im Schichtbetrieb. Er kam erst nach Hause, wenn andere Leute ins Bett gingen. Und morgen würde er für vier Wochen nach Kenia in den Urlaub fliegen.

Lina hatte sich in den Kopf gesetzt, unbedingt noch vorher mit ihm zu sprechen. Habib hatte ihr auch einen Termin nach seinem Urlaub angeboten, aber sie wollte nicht warten. Das hatte sie schon viel zu lange getan. Vier Wochen machten zwar kaum einen Unterschied, wenn man bedachte, dass sie schon seit Jahren nach Antworten suchte. Andererseits drängte es sie mit jedem Tag mehr danach, endlich einen Hinweis darauf zu finden, wer sie eigentlich war. Aus anfänglicher Neugier war längst ein sehnliches Verlangen geworden, beinahe so wichtig wie Luft oder Nahrung.

Deshalb hatte sie Samir Habib zu diesem nächtlichen Treffen überredet.

Langsam fuhr die Siebenundzwanzigjährige mit dem Auto die Straße entlang, bis sie endlich die richtige Haus-

nummer fand. Habib wohnte im fünften Stock. Durch ein paar Schlitze in den Jalousien drang Licht – offenbar war er bereits zu Hause.

Sie warf einen Blick auf das Armaturenbrett ihres Wagens. 23.17 Uhr. Sie hatte noch fast eine Viertelstunde Zeit bis zu ihrer Verabredung. Was sollte sie tun?

Dem ersten Impuls folgend, wollte sie die nächste freie Parklücke suchen, ein paar Minuten warten und dann bei Habib klingeln. Allerdings sahen die Autos, die hier am Straßenrand standen, allesamt ziemlich mitgenommen aus – zerbeult, verkratzt oder beides. Eines hatte zwei platte Reifen. Das konnte kein Zufall sein.

Hundert Meter weiter hockten ein paar Männer an einer Bushaltestelle. Im Schein der Straßenlaterne konnte Lina sehen, dass sie miteinander sprachen und immer wieder verstohlene Blicke zu ihr herüberwarfen. Besser gesagt zu ihrem nagelneuen Ford Mustang, der in dieser Gegend ungefähr genauso auffiel wie ein Diamant zwischen Kohlestücken.

Lina beschloss, lieber weiterzufahren und woanders nach einem Parkplatz zu suchen. Nicht, dass ihr anschließend die Räder fehlten oder gar das ganze Auto. Selbst ein Kratzer im Lack wäre ärgerlich genug.

*Dann lieber ein paar Schritte laufen.*

Langsam fuhr Lina durch die Nacht, bis sie einige Blocks weiter eine Stelle am Straßenrand fand, die ihr besser gefiel. Allerdings musste sie sich jetzt beeilen, wenn sie es pünktlich zu Samir Habib schaffen wollte.

Es war eine frische Herbstnacht. Eine Windbö trieb das Laub der Bäume, die in regelmäßigem Abstand am Straßenrand wuchsen, über den Gehweg. Am Himmel waren weder Mond noch Sterne zu erkennen, nur eine unheimliche, tief-

liegende Wolkenmasse, die träge wie Teer über die Stadt hinwegkroch. Wahrscheinlich würde es bald regnen.

Lina zog den Reißverschluss ihrer Jacke nach oben und machte sich zu Fuß auf den Rückweg zu Samir Habibs Haus. Sie hatte etwa die Hälfte der Strecke zurückgelegt, als sie eine Kneipe sah, die ihr bereits während der Parkplatzsuche aufgefallen war. Sie hieß *Schwarzer Bock*, vor der Tür standen ein paar Skinheads mit Biergläsern und Zigaretten in der Hand. Die Art, wie sie miteinander umgingen, deutete darauf hin, dass sie schon einiges getrunken hatten.

Lina kannte diese Art von Männern. Manche waren einzeln ganz umgänglich, aber in der Gruppe mutierten sie alle zu Alphetieren, die sich gegenseitig etwas zu beweisen versuchten. Bei Alkoholkonsum galt das sogar doppelt.

Deshalb entschied sie sich für einen Umweg. Der führte sie am Parkplatz eines Supermarkts vorbei, dann weiter durch eine Straße mit Sozialbauten aus den 1960ern bis zum Gelände einer stillgelegten Tankstelle. Die Zapfsäulen waren längst abgebaut worden, das Kassenhäuschen stand leer. Nirgends brannte Licht, nur von den Straßenlaternen drang etwas Helligkeit auf das Areal. Die schlauchartige Waschstraße hinter dem Kassenhäuschen verlor sich irgendwo weiter hinten in der Dunkelheit.

Da es keine Absperrung gab und es für Lina, die mittlerweile ohnehin schon spät dran war, eine Abkürzung bedeutete, überquerte sie mit eiligen Schritten das Gelände. Als sie am Kassenhäuschen vorbeikam, trat plötzlich eine Gestalt aus dem Eingangsbereich: ein hagerer Kerl mit eingefallenen Wangen und weit auseinanderstehenden Augen. Er trug Turnschuhe, Jogginghosen und eine Basketballjacke. Auf seiner Schirmmütze war das Emblem des FC Sankt Pauli aufgenäht.

»Wohin denn so eilig, Schätzchen?« Er legte den Kopf schief, vermutlich, weil er das cool fand, und entblößte dabei eine Reihe schlecht gepflegter Zähne.

»Bin auf dem Weg nach Hause«, sagte Lina. Was sie wirklich hier tat, ging niemanden etwas an.

»War das 'ne Einladung?«

Lina schüttelte belustigt den Kopf. »Ich gehe jetzt weiter. Wehe, du folgst mir!«

Gerade wollte sie wieder loslaufen, da stellte er sich ihr in den Weg. Sein breites Grinsen sollte wohl Selbstsicherheit ausstrahlen. Auf Lina wirkte es eher dümmlich. Sie hatte den Eindruck, dass er unter Drogen stand.

»Lust auf 'n Fick?«

Allmählich wurde er entschieden zu aufdringlich. »Ganz bestimmt nicht mit dir«, entgegnete Lina scharf, um ihn spüren zu lassen, dass sie es ernst meinte.

»Ich hab noch zwei Kumpels«, sagte Sankt Pauli. »Vielleicht gefallen die dir besser. Aber ficken tun wir alle drei wie die Weltmeister. Wirst schon sehen ...«

In diesem Moment spürte Lina, wie jemand sie von hinten packte und umklammerte. Gleichzeitig wurde ihr ein Sack über den Kopf gestülpt. Eine Hand presste sich auf ihren Mund und verhinderte, dass sie schrie, obwohl sie es natürlich versuchte. Aber sie wusste, dass das nicht genug sein würde, um auf Hilfe hoffen zu können.

Übelkeit stieg in ihr auf. Der Sack stank nach vergammelten Kartoffeln und Rauch. Der Griff um ihren Körper schien ihr die Luft aus den Lungen zu pressen. Zu allem Übel konnte sie die Arme nicht bewegen.

*Hätte ich bloß einen anderen Weg eingeschlagen!*

Lina wollte sich losreißen, aber es ging nicht. Als sie versuchte, nach ihren unsichtbaren Gegnern zu treten, griff

jemand nach ihren Beinen und hielt sie fest. Sie verlor das Gleichgewicht, wurde von den Kerlen aber aufgefangen. Ohne etwas dagegen tun zu können, musste sie es geschehen lassen, dass sie weggetragen wurde.

Erneut versuchte sie, sich aus den Klammergriffen herauszuwinden – ohne Erfolg. Mit knapp einem Meter sechzig Körpergröße und einem Gewicht von neunundvierzig Kilo hatte sie ihren Gegnern viel zu wenig entgegenzusetzen.

Durch das dünne Gewebe des Kartoffelsacks hörte sie Gelächter. Offenbar waren die Männer sich ihrer Sache ziemlich sicher.

»Die Stute hat Feuer«, zischte einer. »Das gefällt mir.«

»Du kannst sie haben, wenn ich mit ihr fertig bin.«

»Jetzt erst mal weg von der Straße, ihr beiden Trottel. Wir klären drinnen, wie wir es mit ihr machen!«

Also waren sie zu dritt.

Obwohl Lina wusste, dass sie Angst haben sollte, hatte sie keine. Auf andere – insbesondere auf Männer – wirkte sie mit ihrer zierlichen Gestalt häufig wehrlos. Wie ein typisches Opfer eben. Wegen ihres mädchenhaften Aussehens und der geringen Oberweite glaubten außerdem viele, sie sei noch minderjährig – wenn sie Alkohol kaufte, musste sie regelmäßig ihren Personalausweis an der Kasse vorzeigen. Kurz: Die meisten Menschen hielten sie für jung, schwach und ungefährlich.

Aber der Eindruck täuschte.

Die Männer zerrten sie in einen Raum. Lina hörte, wie eine Tür ins Schloss fiel. Nach einigen Schritten brachten sie sie in eine aufrechte Position, bis sie wieder fest stand. Gerade, als sie zu einem kräftigen Tritt ausholen wollte, spürte sie ein Messer an ihrer Kehle.

»Jetzt mal ganz ruhig, mein Kätzchen«, raunte ihr einer

der Kerle ins Ohr. »Wenn du nicht willst, dass wir dir weh tun, bist du sofort ganz lieb zu uns, kapiert?«

Sie nickte. Die Hand löste sich von ihrem Mund, jemand zog ihr den Sack vom Kopf. Endlich konnte sie wieder frei atmen.

Um sie herum war es stockfinster.

»Timmy, mach's Licht an«, zischte jemand.

Ein Feuerzeug sprang an. Lina erkannte, dass man sie auf die Tankstellentoilette verschleppt hatte. Rechts von ihr hing das Waschbecken an der Wand, links ein Pissoir. Hinter dem Kerl, der ihr das Messer gegen den Hals drückte, befanden sich zwei klapprige Klokabinen.

Der mit dem Feuerzeug zündete eine Campinglampe an und stellte sie auf dem Waschbecken ab. Er hatte schiefe Vorderzähne, einen orangeroten Ziegenbart und eine tätowierte Träne auf der Wange.

»Du bist ja mal 'n hübsches Ding«, sagte er.

»Was man von dir nicht gerade behaupten kann.«

Er grinste. »Eine, die sich nichts gefallen lassen will, hä? Mit dir werden wir viel Spaß haben.« Er beugte sich zu ihr und drückte ihr einen langen, intensiven Kuss auf die Lippen, während der mit dem Messer sie in Schach hielt und Sankt Pauli sie nur gierig anlotzte. Die Zunge des Ziegenbarts schob sich tief in ihren Mund, bohrte und forschte – am liebsten hätte sie einfach zugebissen. Aber noch war der Zeitpunkt nicht günstig.

Ohne sich zu wehren, ließ Lina den Kuss, oder was auch immer das sein sollte, über sich ergehen. Sie ertrug den Zwiebelgeschmack, den sauren Atem, die Hand, die sich auf ihre Hüfte legte und von dort langsam zwischen ihre Beine wanderte.

»Knöpf ihr die Hose auf, Pauly«, raunte der Ziegenbart,

ohne den Blick von Lina zu wenden. »Und du, Korre, passt auf, dass sie keine Dummheiten macht. Hörst du, Süße?« – jetzt sprach er wieder mit Lina –, »wenn du schreien willst, wird mein Freund dich mit seinem Messer bearbeiten!«

Seine Hand glitt über ihren Bauch nach oben. Gleichzeitig begann Pauly, an ihrem Jeansknopf herumzunesteln, während der mit dem Messer ihre Brüste begrabschte.

Nur eines hatten die dämlichen Idioten in ihrem Eifer vergessen: sie auf Waffen abzusuchen.

Vorsichtig glitt ihre Hand hinter ihren Rücken und zog die Pistole aus dem Hosenbund – eine Heckler & Koch P8, wie sie auch von der deutschen Bundeswehr benutzt wird. Der schwarze, glasfaserverstärkte Polyamidgriff fühlte sich kühl und vertraut in ihrer Faust an. Das Gewicht der 9 mm-Waffe gab ihr Vertrauen.

»Wird's bald was mit der schieß Hose, Pauly?«, blökte der Ziegenbart, dem das Warten wohl zu lang dauerte. »Ich will hier nicht bis Weihnachten rumstehen!«

In diesem Moment drückte Lina den Abzug. Ein ohrenbetäubender Knall ließ den Raum erzittern, für den Bruchteil einer Sekunde schien die Welt stillzustehen. Dann ließ Korre das Messer fallen und begann, wie von Sinnen zu brüllen, während er gleichzeitig zu Boden ging und sich das blutende Bein hielt, in das Lina ihm eine Kugel gejagt hatte.

Pauly war vor Schreck wie gelähmt. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er auf die Waffe, deren Mündung sich jetzt direkt auf seinen Kopf richtete. Im flackernden Schein der Campinglampe spiegelte sich im Gesicht dieses Arschlochs eine ganze Bandbreite von Emotionen wider, von Fassunglosigkeit bis hin zu schierer Angst. Sein Mund formte lautlose Worte, die wohl so viel wie »Bitte nicht schießen« bedeuten sollten.

Lina feuerte.

Die Kugel durchschlug die Klotür und ließ in der Kabine eine Wandfliese zersplittern, aber sie verletzte Sankt Pauli nur am Ohr. Mit Genugtuung beobachtete Lina, wie der junge Hosenscheißer zusammenbrach und sich wimmernd neben seinem Kumpel auf dem Boden wand, die Beine zum Körper gezogen, die Arme um den Kopf gelegt, als könne er sich so vor weiteren Kugeln schützen.

Aber Lina war gar nicht mehr an ihm interessiert, denn sie jagte dem Ziegenbart nach, der mit erstaunlichen Sprinterqualitäten nach draußen geflüchtet war. Mit wehendem Mantel rannte er davon, weg von dem Toilettenhäuschen, weg von der Straße, weg von den Laternen, hin zu dem mannshohen Dickicht, das auf dem Grundstück hinter der Tankstelle wucherte.

»Stehen bleiben, Arschloch!«, schrie Lina ihm nach.

Aber er tat es nicht. Wie ein gehetztes Tier raste er weiter.

Lina hob ihre Waffe, brachte Kimme und Korn in Einklang, richtete sie auf die Stelle zwischen den Schulterblättern aus. Alles in ihr brannte danach, diesem triebgesteuerten Widerling die letzte Lektion seines Lebens zu erteilen.

Doch dann besann sie sich in letzter Sekunde eines Besseren. Sie war nicht hergekommen, um drei notgeile Halbstarke das Fürchten zu lehren. Sie war hier, weil sie nach Antworten suchte.